

KALONYMOS

Becherrede zur Hochzeit von Viktor Ehrenberg und Eva Sommer

Franz Rosenzweig, Frankfurt a/M., 13. April 1919

Wir sind Gäste eines Hochzeitsfestes im Frühjahr des ersten Jahres nach Ende des Weltkriegs: Frankfurt am Main, Sonntag, 13. April 1919. Es ist die Familienfeier nach der synagogalen Trauung. Das Motto der Predigt war dem Hohenlied entnommen: „‘gewaltig wie der Tod ist Liebe’, wie der Rabbiner immer wieder versicherte, es ist doch ein bedenklicher Text, den sich Eva da ausgesucht hatte“, so Rosenzweig an Margrit, ‚Gritli‘, Rosenstock-Hüssy, und sein Brief erzählt weiter: „Vorher sangen sie ihr ein Bachduett aus einer Kantate (wacht auf ruft uns die Stimme) auf den Text vom Siegelring (als Bassrezitativ) und „mein Freund ist mein“ als Duett. Danach den Marsch aus Figaros Hochzeit.“

So eingestimmt kommen wir jetzt zur „Becherrede“. Was eine Becherrede in der Ehrenberg-Rosenzweigschen Familientradition bedeutet, das erklärt sie anfangs selbst. Viel sagt sie aus über die zeitgeschichtliche Situation nach Ende des Weltkriegs und der Revolution des 9. November 1918, wie Rosenzweig sie erlebt: Nach viereinhalb Jahren Armeedienst entlassen, ist der 32jährige noch unverheiratet, ohne „jüdisches Haus“. Zwar hat er die Arbeit am „Stern der Erlösung“ im Februar 1919 abgeschlossen, doch ist er ohne berufliche Aussichten, denn er wird die ihm von Friedrich Meinecke angetragene Habilitation und damit die akademische Karriere ablehnen. Zudem ist er wenig willens, seine große Dissertation zu „Hegel und der Staat“ (1909/1912) zu veröffentlichen, denn er will sich ganz Juden und Judentum widmen.

Eva Sommer, die er seit Jahren gut kennt, denn ihre und seine Eltern sind befreundet, und Viktor Ehrenberg, ein Vetter wie seine Freunde Hans und Rudi Ehrenberg auch, hatten Rosenzweig in Freiburg aufgesucht, um ihn zu bitten sie zu trauen. Nach reif-

licher Überlegung und Konsultation des dortigen Rabbiners empfiehlt er ihnen statt seiner den liberalen Frankfurter Rabbiner Caesar Seligmann.

Nun ist es an Franz, als beiden nahestehendes Familienmitglied, die „Becherrede“ auf Evas und Viktors Hochzeit zu halten.

Sie wird hier zum ersten Mal vollständig veröffentlicht.

Lieber Viktor, liebe Eva,

deinem und meinem Urgrossvater,* lieber Viktor, schenken seine ehemaligen Schüler zum Tage der silbernen Hochzeit, der auch der Tag seines silbernen Amtsjubiläums war – denn fünfundzwanzig Jahre leitete er damals die Samsonschule in Wolfenbüttel –, diesen Becher.

Er hat dann testamentarisch bestimmt, dass der Becher bei jedem Familienfeste, gefüllt mit deutschem Weine, gereicht und seines Ursprungs gedacht werde. Das ist seitdem oftmals geschehen; die Feste sind auf der Aussenseite des Bechers eingraviert.

Die Worte, die sich mir besonders eingepägt hatten, sind diese vier: gefüllt mit deutschem Weine. Es lag ein leises Pathos darin und ein Klang von Sehnsucht, der bei diesem alten Mann – denn das war er schon, als er jenes Testament schrieb, – fast jugendlich anmutete. Es war wie eine ergänzende Bestätigung jenes Eindrucks, als ich jetzt die Worte nachlas, mit denen damals im Jahr 1833 die Schüler ihrem Lehrer den Becher gewidmet hatten. Sie rühmen, was sie ihm an „bleibendem Gute“ verdanken und lassen ihren Dank gipfeln darin, dass der Lehrer „edlere Gesinnungen durch Wort und Tat verbreitend mitarbeitete an jenem göttlichen Werk der Gewissensbefreiung, dessen einstige Voll-



Franz Rosenzweig

*Samuel Meyer Ehrenberg
(1773–1853)

Victor (1891–1974) und Eva Ehrenberg (1891–1973)
 The Elton/Ehrenberg Papers, Centre for German-
 Jewish Studies, University of Sussex
[http://www.sussex.ac.uk/library/speccoll/
 cgjs/archive/elton_intro.shtml](http://www.sussex.ac.uk/library/speccoll/cgjs/archive/elton_intro.shtml)



endung die Gottgesandten der Vorzeit schaueten und auf welches in messianische Zukunft unsere Voreltern sehnsuchtsvoll hinblickten“. Hier aus dem Wiederhall der Worte des Lehrers im Munde der Schüler gesellt sich jenem fast schwärmerischen Klang vom deutschen Wein ein anderer, heller tönend, strenger, doch nicht minder jugendlich: das Wort, das den Schülern offenbar geeignet dünkte, das Beste einzuschliessen, was er sie gelehrt: das Wort „Gewissensbefreiung“. Deutschland und Freiheit – die beiden Worte, wohl hervortretend auf einem Untergrund ererbter Besonderheit väterlicher Sitte und Gesinnung, aber doch zu selbständigem Werte sich entwickelnd, die beiden Worte müssen den besten Inhalt seines Lebens umschrieben haben, – denn was giebt unserem Leben Inhalt als unsere Sehnsucht und unser Wille. Deutschland und Freiheit – es sind die beiden Worte, deren Antlitz uns heute der Lauf der Zeit zu verzerren droht.

Deutschland – wir haben erlebt, wie seine staatliche Form zerbrach. Und es hiesse die Zeitstimmung der Jahrhundertmitte, aus der dem Urgrossvater jenes Wort aufstieg, verkennen, wollte man leugnen, dass es Sehnsucht nach dem staatlich geeinigten Deutschland war, die in dem Worte schwang, ja mehr: dass aus dem Mitgefühl dieser von den Besten des Volks gefühlten Sehnsucht nach dem eignen Staat er selber sich das Recht herleitete zum gleichberechtigten Anteil an jenem deutschen Leben, das für das innere Auge an das Wort vom deutschen Wein anschlioss. Und eben der Staat ist es, der uns entglitt. Noch stehen wir dem Geschehen zu nah, als dass wir uns unterfangen dürften, Schuld und Schicksal in ihm zu scheiden. Aber dass hier etwas geschah von *säkularem* Mass, dass hier eine Wunde geschlagen wurde, die nicht Jahre, nicht Jahrzehnte, höchstens Jahrhunderte wieder heilen werden, das lehrt der Tag alltäglich mehr selbst die, welche sich in der Flucht hinter die Vergleiche von Fall und Erhebung [18]06 und [18]13, Umsturz und Nationalversammlung von [18]48 anfangs über das Ausmass des Geschehenen tröstender Täuschung hinzugeben suchten. Deutschland ist kein Staat mehr. Nach menschlichem Ermessen wird keiner von denen, die hier sitzen, erleben, dass es wieder einer wird. In die Keimzelle des Staats, ins Innere des Hauses müssen sich die Schätze deutschen Lebens und Wesens flüchten; hier wenn irgendwo mögen sie den schützenden Kreis finden, in welchem sie erhalten und fortgeerbt zu

werden hoffen dürfen. Denn alles Leben verlangt nach solch einer Stätte, wo ihm Erhaltung gewährleistet wird, nach einem Gehäuse. Die Ehe aber baut ein Haus, aus Steinen nicht stets, aber stets, wenn anders es eine rechte Ehe ist, ein Haus aus lebendiger und beständiger Sitte, aus Gewohnheiten und Bräuchen, aus selbender gepflegter Erinnerung, aus geteilter Arbeit und geteilter Ruhe, gemeinsamer Hoffnung und gemeinsamem Aufblick. Und dies Haus, das die Ehe aus lebendigem Baustoff errichtet, dies Haus öffnet dem Leben des Volksgeists eine Stätte, in der er Dauer und Fortpflanzung suchen muss – heute, da das gemeinsame Volkshaus, darin er sonst wohnte, in Trümmern liegt, mehr als je.

Die Ehe aber, sie muss heute auch jenes andre Wort, das der Gang der Welt gleichfalls zu entleeren droht, uns wieder mit echtem Inhalt füllen; sie hat heut den Beruf und die Kraft, den Sinn dieses Worts in sichtbarem Zeichen für bessere Zukunft aufzustellen: das Wort der Freiheit. Auch hier ist in unserem Verlust Schicksal und Schuld uns unlöslich verflochten. Wir haben alle die Freiheit zu sehr gesucht in der Willkür, sei es in der eignen Willkür des Einzelnen sei in der verantwortungsfreien Willkür der Gemeinschaft. Diktatur barg sich hinter der Maske des Worts. Diktatorisch glaubte ein jeder, dem eignen Leben das eigne „autonomische“ Gesetz gebieten zu dürfen, ja zu sollen. Diktatorisch glaubten sich die „suveräne“ Gesamtheit und ihre Vertreter – und wir alle gehörten dazu – befreit von höherem Anspruch und höherer Ordnung. Nun fielen die Masken und schauerlich grinst dahinter das nackte Antlitz der Gewalt.

Was aber Freiheit sei, das lehre uns nun die Ehe. Nicht eignen Willens Willkür also, mag er sich auch verbergen hinter dem Schein des Gesetzes, des eigenschlichen wie des eignen der suveränen Gemeinschaft. Vom Manne zur Frau, von der Frau zum Manne ist Freiheit ein täglich neues Geschenk. Da gilt keine Freiheit, die eines sich selber verschaffte, keine die es sich selber gesucht. Freiheit ist Gabe; jeden Morgen findet das eine sie in den Händen des andern, die sich ihm vertrauend entgegenstrecken. Es findet sie, – ungesucht; es empfängt sie, – ungewollt. Das aber ist die wahre Freiheit. Nicht Wiederfinden eignen Willens, wie man wohl gesagt hat und meinte etwas sehr Tiefes zu sagen und sagte doch nur das gleiche, was man unverhüllt zu nennen sich scheute: den eignen Willen. Nicht

den Becher des Volkes gefüllt
 Sehnsucht nach dem eignen
 Staat er selber sich das Recht
 herleitete zum gleichberechtigten
 Anteil an jenem deutschen
 Leben, das für das innere

Wiederfinden des eignen Willens, sondern wirklich Finden, erstes ursprüngliches Finden, eben Geschenk. Geschenk ist ja mehr als blosser Erfüllung des Wunsches, blosser Stillung des Verlangens – das sind sehr geringe, sehr tote Geschenke, die nichts weiter sind als das. Geschenk muss mehr sein, auf dass es lebendige und lebenweckende Gabe sei: Erfüllung über alles Wünschen, Stillung über alles Bedürfnis. Wunsch und Verlangen, sie selber sind ein Leben, das nicht schon ehe es geschenkt wird, lebendig sein darf; das wären geringe Wünsche und geringe Bedürfnisse, Zukost des Lebens; daran braucht sich die Kraft der Freiheit nicht zu erproben. Sondern in der höchsten Gabe wird das Leben mitsamt Wunsch und Verlangen selber erst erschaffen; solch Erschaffenwerden des Lebens, solch Empfangen des Eignen aus der Hand eines andern, solche Erfüllung und Gestilltheit des eignen Selbst, der keine Leere und Unruhe im Eignen vorausging, sondern allein schenkendes Überquellen des Anders – das heisst Freiheit, das sollte es uns heissen, das sollen wir wieder lernen draussen in der Welt, sollen es lernen an dem Musterbild solcher Freiheit, das uns vor und in die Seele gestellt wird in der Ehe, diesem schützend umgebenden Hause des heimischen Lebens, diesem stets erneut quellenden Brunnen der Freiheit des Herzens.

Lieber Viktor, liebe Eva, an den Worten des Urgrossvaters, die über drei Menschenalter weg zu uns dringen, haben wir uns den Augenblick, den heutigen Augenblick gedeutet. Nun reiche ich euch den schönen alten Becher, dass ihr aus ihm einander zutrinkt in deutschem Wein – was kann ich wünschen als dies, dass hinfort jeder Trunk, den ihr aus dem Becher des Lebens trinkt, bitter oder süss, euch ein Zutrinken sei vom einen zum andern.

Sie aber, liebe und verehrte Gastgeber und Mitgäste, Sie bitte ich Ihre Gläser zu heben und gemeinsam unserem jungen Ehepaar zuzutrinken.

Es soll leben.

Tags darauf schreibt Rosenzweig: „Liebes Gritli, das war eine schwere Blamage gestern, mein Toast; es ist also kein Rabbiner an mir verlorengegangen; das kann ich nicht. Ich war sehr down infolgedessen.“

Warum „Blamage“? War er zu politisch düster bei diesem freudigen Anlass? Theoretisierte der noch

Unverheiratete unpassend über die Ehe?

Nein, es war eine rhetorische Blamage! Schriftliches Konzept und mündlicher Vortrag klafften auseinander: „- ich messe meine Worte an dem 'ausgeführten Konzept' und das ist besser als die Worte und so werden die Worte schlecht.“ (Brief 7.6.19)

Dies bleibt ein Problem, das Rosenzweig immer wieder beschäftigt, das er selbstkritisch und mit den Reaktionen anderer beleuchtet – in den Vorträgen „im Felde“ bis ins „Freie Jüdische Lehrhaus“ und bis zu seinem Verstummen durch die amyotrophe Lateralsklerose von 1922 an bis zu seinem Tod im Dezember 1929.

Rosenzweig brauchte nach der Entlassung des Reichskanzlers Bethmann-Hollweg Juli 1917 und vor allem nach der Niederlage von 1918 lange, um sich von seinen politischen Hoffnungen auf ein von Bismarckscher Enge befreites, weltoffenes Reich und von seinen Enttäuschungen ob ihres Scheiterns zu lösen.

Nicht nur in seinem Toast fordert er den Rückzug ins Private, und nicht allein ihn verlangt es danach. Friedrich Meinecke fragt ihn nach seinen Zukunftsplänen und erhält die Antwort, es hätte ihn schon „seit Jahren das jüdische Problem gepackt“ und dem müsse er nun leben, in welcher äusseren Form, das wisse er nicht, danach suche er noch. Was Meinecke schade findet: „Weil wir alle uns jetzt zurückziehen müssten in die innerste Zelle des Lebens (er meinte: die Philosophie u.s.w.), worauf ich: diese innerste Zelle sei mir allerdings grade das Judentum, und Philosophie und Historie dürften mir nur Hausrat in dieser innersten Zelle sein, nicht mehr.“ (Brief 6.6.19)

Rosenzweigs Arbeit im Frankfurter Lehrhaus, der „Stern der Erlösung“, die Verdeutschung der Schrift mit Buber, die Übertragungen von Dichtungen des Jehuda Halevi, seine reiche Korrespondenz liessen ihn die Resignation von 1919 für immer überwinden.

Die Lebenswege und Schicksale der Hochzeiter, der Gastgeber und Mitgäste vom April 1919 – sie sind heute mit wenigen Mausklicks gefunden:
 Edinger: Anna geb. Goldschmidt, Tilly, Fritz und Dora, Dora verh. Marx

Ehrenberg: Victor sen., Rudolf, Otto und Emmi geb. Fischel, Hans, Paul, Viktor
 Riesser: Jakob und Emilie geb. Edinger
 Sommer: Siegfried und Helene geb. Edinger, Eva verh. Ehrenberg, Elisabeth, Margret verh. Wiehl



Eva Ehrenberg
 mit ihren zwei Söhnen
 Gottfried Rudolf = Sir Geoffrey
 Rudolph Elton (1921–1994)
 und Ludwig = Prof. Lewis R. B.
 Elton (geb. 1923).
 The Elton/Ehrenberg Papers

Der Jugend in Deutschland 1960

Eine nie gehaltene Ansprache

Eva Ehrenberg



Eva Ehrenberg

Keine Angst! Ihr seid nicht gemeint! Ich kenne Euch, ich verstehe Euch. Habt keine Angst. Ihr habt keine Zeit zu verlieren. Ihr habt recht. Ihr habt keine Zeit, Euch zu erinnern. Wer Euch daraus einen Vorwurf macht, hat unrecht und kann sich nicht mehr erinnern. Ich weiß, daß Ihr es Euch nicht leisten könnt, Zeit zu verschwenden. Denn Jugend ist dauernd im Entfliehen. Genießen könnt Ihr nur heute, es gibt keine Gewißheit für morgen. Daß Jugend keine Tugend hat, ist eine sehr fragliche Behauptung; es ist viel schlimmer und leider wahr, daß Jugend keinen Bestand hat.

Nein, Ihr seid nicht gemeint. Aber die Welt, die nicht mit Euch angefangen hat, hört nicht mit Euch auf. Eure Jugend vergeht, und es kommt eine neue, es kommt immer wieder eine neue. Es wird dann eine Jugend kommen, die wieder Zeit und Ruhe haben wird, wissen zu wollen, sich zu erinnern. Für sie wird Geschichte geworden sein, was für Euch Leben ist und auch, was Eurem Leben unmittelbar vorausging. Während Ihr dabei seid, Euch aus der Tiefe herauszuschaffen – und das ist in Eurem Falle ein Aufschwung solcher Anforderung, daß Ihr alle Kraft darauf konzentrieren müßt –, will ich es Euch gleichtun und noch einmal versuchen, mich einer Anforderung zu stellen. Es wird das letzte Mal sein, das ist der Trost. Ich brauche Trost, denn die Aufgabe ist ohnedies zu groß. Ich sollte Übung haben, und Übung sollte den Meister machen. Aber nein, es ist jedes neue Mal wie zum ersten.

Ich stelle mich noch einmal – mit dem Rücken gegen die Wand, denn es ist jetzt oder niemals, und nur mit dem Rücken gegen die Wand, wenn man nichts mehr zu verlieren hat, kann man gewinnen. Nein, Ihr seid nicht gemeint. Ich rede für die deutsche Jugend der Zukunft – heute, in der Gegenwart, von einer Vergangenheit, der sie sich stellen muß, Aug' in Auge, damit das Schreckliche, das in aller Wirklichkeit geschah, nie wieder geschieht. „Damit es nie wieder passiert!“

Und Ihr seid doch gemeint. Denn wir sind alle noch eine Generation. Ihr steht noch nicht am Ende, ich stand am Anfang des großen Umsturzes – im Grunde stehen wir alle noch mitten drin. Und allerletzten Endes wollen wir uns darüber klar sein, daß unser Erleben nicht einmal nur uns betrifft. Ach, nicht nur räumlich, auch zeitlich ist es „immer wieder passiert“. Wir wollen uns nichts vormachen, davon sollten wir geheilt sein. Alles Erleben ist Episode. Auch Hitler war eine Episode. Daß er nur ei-

ne Episode bleibt, liegt an Euch.

Ihr seid viele Einzelne. Daß ein Geschehen einmalig bleibt, liegt an jedem Einzelnen. Einmalig ist nur der Einzelne, niemals das Ganze. Es ist schon viel, wenn man als Einzelner etwas Einmaliges erreicht. Das habt Ihr nun alle vor Euch.

*Ein Himmelblau, in dem die Hoffnung schwimmt,
Ein Schmerz in meiner freien starken Hand,
Die ihn nach ihren Melodien stimmt...*

(Das ist aus einem Gedicht von Clemens Brentano). So habt Ihr es in Eurer Hand. Es ist wunderbar, eine Aufgabe zu haben, sich ihrer bewußt zu sein. Selbstverständlich könnt Ihr nur daran gehen, wenn Ihr Euch auf den Augenblick einstellt. Ihr habt weder die Zeit zurück-, noch die Möglichkeit vorzusehen, aber klar sehen könnt Ihr die Aufgabe, die große Aufgabe: daß es in Deutschland nie wieder passiert! Wenn ich Euch und mich als Eine Generation bezeichne, so tue ich es im Bewußtsein des gemeinsamen Generalnenners. Ich bringe damit etwas zusammen, das aufs grausamste getrennt wurde. Aber gerade aus dieser Trennung erwuchs die Einheit. Der Generalnenner heißt: Entwurzelung. Ich wurde aus, Ihr wurdet in Deutschland entwurzelt. Wir sind die Generation der Entwurzelten. Leids genug.

*Ich hatte einst ein schönes Vaterland,
Der Eichenbaum
Wuchs dort so hoch, die Veilchen nickten sanft —
Es war ein Traum.*

Das (es ist ein Gedicht von Heine) gilt für mich, aber auch für Euch. Eure Aufgabe ist es, die Heimat in der Heimat neu aufzubauen. Meine herausgerissenen Wurzeln mußten in fremdem Erdreich eingesetzt werden – Leids genug. Ich hatte auch keine Zeit zurückzusehen noch voraus – bis jetzt, denn ich durfte wieder Fuß fassen. Als Deutschland, die geliebte Mutter, meine Geschwister und mich zu Tausenden verstieß, begann für die, die überlebten, der Kampf um eine Adoptivheimat. Wir haben die Mutter nie vergessen und nie die Heimat, denn beides gibt es nur einmal, wie es nur einmal eine Jugend gibt. Und so kann man auch nicht wieder zurück. Man bleibt in Dankbarkeit bei denen, die einem das Leben retteten, die einem die Möglichkeit gaben, ein neues Leben aufzubauen.

Wenn ich uns als die Entwurzelten bezeichnete, so gibt es noch etwas zweites, das uns eint: wir sind die Überlebenden! Für Euch und für mich ist das nicht etwas Selbstverständliches, sondern etwas sehr Besonderes. In diesem Zeichen gehören wir über alle Trennung und sogar über alles andere Gemeinsame hinweg zusammen und verstehen uns, wir, die Entwurzelten, die Überlebenden, als Neuwurzelte, als Weiterlebende!

Ein Nachwort: Ihr habt die Zerstörung Deutschlands durch die Bomben der Alliierten er-

lebt, die Teilung und die Besetzung Eurer Heimat – alles durch die Alliierten. Vorher aber war der Nationalsozialismus, der Deutschland und die Welt in den Krieg stürzte und bewußt das deutsche Volk mit sich in den Abgrund riß. Viele von Euch wissen es, andere nicht. Darum schrieb ich dieses Nachwort.

Der Text ist dem Band „Sehnsucht – mein geliebtes Kind. Bekenntnisse und Erinnerungen“ entnommen. (Frankfurt/M., Ner-Tamid-Verlag 1963)

Ein Mahner für Verständigung

Zum 100. Geburtstag von Schalom Ben-Chorin

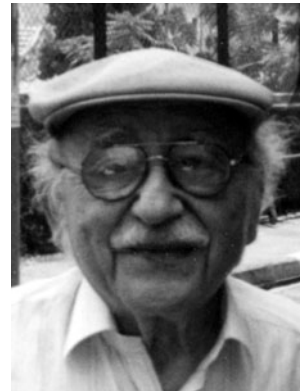
Annette Sommer

Viel ist in diesem Sommer über den israelischen Publizisten Schalom Ben-Chorin anlässlich seines 100. Geburtstags am 20. Juli 2013 zu lesen gewesen. Auch ist ein neues Büchlein über das reiche Lebenswerk dieses Mannes erschienen: *Schalom Ben Chorin. Ein Leben im Zeichen der Sprache und des jüdisch-christlichen Gesprächs*. Zu der Publikation von Verena Lenzen heißt es: „Schalom Ben-Chorin (1913-1999) war einer der großen Pioniere des jüdisch-christlichen Dialogs und er war zugleich ein Dichter, Journalist, Religionsphilosoph und Repräsentant der deutsch-jüdischen Kultur in Israel. Brücke aller Begegnungen blieb für ihn die deutsche Sprache, aus der er nie auswanderte. Sein bewegter Lebensweg führte ihn von München nach Jerusalem, aus einem jüdisch-assimilierten Elternhaus über die Orthodoxie, den Zionismus hin zum Reformjudentum und zur jüdisch-christlichen wie deutsch-israelischen Verständigung. Wir begegnen hier dem jungen Lyriker Fritz Rosenthal, dem Journalisten Schalom Ben-Chorin, dem mutigen Vorkämpfer des interreligiösen Gesprächs und einem modernen Denker auf der Suche nach einer Theologie des Judentums und einer religiösen Antwort nach der Shoah.“¹

Den programmatischen Namen Schalom, Sohn der Freiheit, hatte sich Fritz Rosenthal gegeben, nachdem er 1935 als illegaler Einwanderer nach Jerusalem geflohen war. 1956 kehrte er zum ersten Mal wieder in seine Heimatstadt München zurück.

Ich selbst lernte Ben-Chorin in den 80er Jahren kennen, als er als einer der Initiatoren der 1961 gegründeten „Arbeitsgemeinschaft Juden und Christen“ beim Deutschen Evangelischen Kirchentag in Hamburg sprach. Schon damals faszinierten mich die Lebendigkeit des Geistes und die jugendliche Frische, die von diesem kleinen, stark sehbehinderten und beinahe gebrechlich wirkenden Herrn vorgerückten Alters ausgingen, sobald er die Stimme erhob. Zur persönlichen Begegnung mit ihm kam es 1993/94 während meines Studienjahrs an der Hebräischen Universität in Jerusalem. Regelmäßig besuchte ich damals die von Ben-Chorin 1958 gegründete erste Reformsynagoge der Stadt, in der inzwischen Sohn Towia seine Nachfolge als Rabbiner angetreten hatte. Doch den Kiddusch am Erew Schabbat überließ er nach wie vor seinem Vater.

Da Ben-Chorin das Gespräch mit Studierenden aus Deutschland suchte, trafen meine Freundin und ich uns immer wieder mit ihm in einem Jerusalemer Café. Einem Ritual gleich, bestellte er sich jedesmal seine Tasse Kaffee und dazu ein Glas Leitungswasser, wobei er auf letzteres besonderen Wert legte! Und dann begann er zu erzählen, wir aber hörten ihm aufmerksam und nicht selten amüsiert zu. Auch erinnere ich mich an manch anregende Diskussion, die wir führten. Dabei ist mir der Eindruck eines weisen, äußerst humorvollen und menschenfreundlichen Gesprächspartners bis heute im Gedächtnis geblieben.



Schalom Ben-Chorin
Privatfoto

Schalom Ben-Chorin
und Annette Sommer
Privatfoto



Fast bekannter als Ben-Chorin selbst ist hierzulande sein Gedicht vom Mandelzweig. Seit seiner Vertonung im Jahr 1970 erklingt es auf allen Kirchentagen und hat inzwischen Eingang in zahlreiche deutschsprachige Gesangbücher gefunden.

„Freunde“ redet der Dichter seine Mitmenschen darin an, ob Deutscher ob Israeli, ob Jude ob Christ. Er schließt alle ein, auch die Nachfahren derer, die ihn 1935 aus seinem Land vertrieben hatten, nachdem ihm von einem SA-Mann das Nasenbein gebrochen und er anschließend auf dem Münchener Polizeipräsidium schwer misshandelt worden war. Dass Liebe und Leben stärker sind als der Tod, ist die zentrale Aussage des Liedes, über dessen Entstehung der Autor in seinen autobiographischen Notizen schreibt: „Gegenüber meiner Wohnung in Jerusalems höchstem Stadtviertel Romema, die ich 1936 bezog, steht ein anderes kleines Haus. Viele Jahre hat dort mein lieber Nachbar, der Arzt Dr. A. Stern, mit seiner umsichtigen, hilfsbereiten Frau ein Sanatorium geführt. Im Vorgärtchen dieses stillen Hauses steht ein Mandelbaum.“

Wenn ich an kalten Februartagen auf den Balkon vor meinem Arbeitszimmer trat, fiel mein Blick immer und immer wieder auf diesen Mandelbaum, der bereits weiß-rosa Blütenblätter zeigte, wenn alle anderen Bäume ringsum noch winterlich kahl blieben.

Wenn ich diesen blühenden Mandelbaum inmitten der schlafenden Natur sah, musste ich oft an das Wort denken, das an den Propheten Jeremia erging: „Und es geschah das Wort des Herrn zu mir sprechend: Was siehst du, Jeremia? Und ich sprach: Ich sehe einen blühenden Mandelzweig. Und der Herr sprach zu mir: Du hast recht gesehen, denn ich werde wach sein über meinem Worte, es zu tun.“ (Jerem. 1,11-12)...²

Der blühende Mandelzweig in meiner Nachbarschaft wurde mir, im Lichte der Prophetie des Jeremia, ein Wahrzeichen. Wenn ich sehr verzagt und hoffnungslos dem kommenden Tag entgegenblickte, haben mich der Mandelbaum und seine geflüsterte Botschaft gestärkt.

In den düstersten Jahren des zweiten Weltkriegs und der beispiellosen Verfolgungen hat sich mir dieses Erlebnis zu einem Lied verdichtet:

Das Zeichen (März 1942)

*Freunde, dass der Mandelzweig
Wieder blüht und treibt,
Ist das nicht ein Fingerzeig,
Dass die Liebe bleibt.*

*Dass das Leben nicht verging,
So viel Blut auch schreit
Achtet dieses nicht gering
In der trübsten Zeit.*

*Tausende zerstampft der Krieg,
Eine Welt vergeht.
Doch des Lebens Blütensieg
Leicht im Winde weht.*

*Freunde, dass der Mandelzweig
Sich in Blüten wiegt,
Das bleibt mir ein Fingerzeig
Für des Lebens Sieg.*

Weit über das Datum hinaus sind mir Erlebnis und Deutung innerster Besitz geblieben. In Krieg und Belagerung, in Sorgen und Nöten des eigenen Lebens hat mich der Mandelbaum im Nachbargarten getröstet.“³



Verena Lenzen: Schalom Ben-Chorin. Ein Leben im Zeichen der Sprache und des jüdisch-christlichen Gesprächs. Berlin: Hentrich & Hentrich 2013. ISBN: 978-3-95565-021-6. 9,90 Euro.

Anmerkungen

1. Klappentext.
2. Hier handelt es sich um ein Wortspiel, denn im Hebräischen heißt „Mandelzweig“ (*Makel*) *Schaked*, „wachsein“ aber *Schoked*.
3. Schalom Ben-Chorin, Ich lebe in Jerusalem, Ein Bekenntnis zu Geschichte und Gegenwart, Gerlingen 1979, S. 237ff.

Porträt eines Typografen

Eine aufschlussreiche Quelle zu Lazarus Bendavid und Moses Samuel Lowe

Harald Lordick

Er gehörte zu den jüdischen Aufklärern der zweiten Generation, zu den Reformern des Judentums, hatte begonnen als Haus- und Privatlehrer und wirkte meist in verantwortlicher Position, als kaufmännischer Geschäftsführer, Dozent, Publizist und Philosoph in der Tradition Immanuel Kants. Lazarus Bendavid war Mitglied von Berliner Vereinen wie *Cultur und Wissenschaft der Juden*, *Gesellschaft der Freunde der Humanität und der Philomatischen Gesellschaft*, politischer Zeitungsredakteur und schließlich zwei Jahrzehnte Direktor der jüdischen Freyschule *Chevrat Chinuch Ne'arim*. Facetten seines bewegten Lebens, das „immer ein Spiel des Zufalls, immer precär“ gewesen war, wie er selbst fand, und insbesondere seine Bildungs- und wissenschaftliche Biografie verfasste er, als er vierundvierzig Jahre alt war. Diese Lebensgeschichte erschien 1806 gedruckt in der zweiten Sammlung der von Moses Samuel Lowe¹ herausgegebenen *Bildnisse Berliner Gelehrter*.

In insgesamt drei Bänden versammelte der Maler und Kupferstecher Lowe neun Bildnisse, meist Protagonisten der Berliner Aufklärung wie Friedrich Nicolai oder Johann E. Biester, und als einzigen Juden Bendavid, der zudem der zweitjüngste war. Durchaus bemerkenswert also, dass er in dieser nur kriegsbedingt eingestellten, eigentlich erfolgreichen Serie, Aufnahme fand.

Kein Geringerer als Goethe hatte Lowes Unternehmen und seine Fortführung in einer Rezension des vorangegangenen „Probeheftes“, der Biografie des Historikers Johannes von Müller, ausgesprochen wohlwollend empfohlen.² *Die Anforderung an lebende Gelehrte, kurze Selbstbiographien zu schreiben, in der Absicht das Publicum sogleich damit zu beschenken, ist ein sehr glücklicher Gedanke. Wir nehmen das Wort Gelehrte hier im weitesten Sinne, und verstehen alle diejenigen darunter, die sich dem Wissen, der Wissenschaft und den Künsten widmen: der eigentlich weltthätige Mann darf von seinem Thun und Lassen weniger selbst Rechenschaft geben. Wir wünschen daher dem Unternehmen des Hrn. Lowe den besten Fortgang, um so mehr, als das erste Versuchsstück schon alles Dankes werth ist.* Goethe ließ sich auch nicht nehmen, dem Herausgeber und den Autoren der Reihe noch einige gute Ratschläge mit auf den Weg zu geben, wobei ihn insbesondere das Thema „Selbstbiografie“ interessierte – bis zum Auftakt seiner eigenen „Dichtung und Wahrheit“ waren es nur noch drei Jahre.

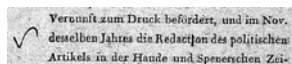
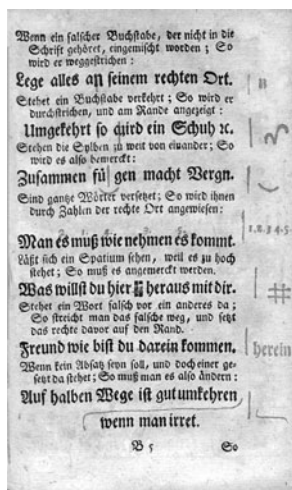


Porträt, geschaffen von M. S. Lowe ad vivum del[ineavit] et sc[ulp]sit 1806, dazu eine allegorische Darstellung, vom Künstler erläutert: „Der Baum der Erkenntniss mit der Schlange umwunden, steht auf einer Ebne; der Forscher hält mit dem Graben nach der Wurzel und dem Ursprung dieses Wunderbaums eine Zeit lang inne, um nachdenkend über den Ursprung der menschlichen Erkenntniss nachzuspüren, und sucht, da er glaubt ihn gefunden zu haben, durch Hinweisung auf das Herz, darauf hinzuweisen, dass alle Erkenntniss nur durch die Anwendung auf Moral und Besserung des Herzens ihren Werth bekomme. Eine leicht verständliche Allegorie, in Bezug auf die Schrift: ‚über den Ursprung unserer Erkenntnis‘, welche den Preis bey der Königl. Akademie erhalten hat.“

Von eigener Hand

Auf DigiBaeck, der Online-Plattform zur deutsch-jüdischen Geschichte des Leo Baeck Institute, stoßen wir auf ein interessantes Exponat. Es ist versehen mit dem gedruckten und eingeklebten Vermerk: „Schenkung des Herrn Dr. Julius Boas. Berlin, November 1874. (Flatau'sche Sammlung.)“ sowie dem Besitzstempel „Bibliothek der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums in Berlin. Artilleriestr. 14“. Und bei diesem retrodigitalisierten Druck handelt es sich nun um eine, mit handschriftlicher Bearbeitung versehene Version der oben beschriebenen, 1806 erschienenen Erinnerungen Bendavids. „With manuscript additions and corrections by the author (?)“ heißt es dort im Katalog. Aber nicht nur das Fragezeichen macht neugierig.

In der Tat ist dieser Druck mit etlichen Annotationen von mindestens zwei Bearbeitern versehen.



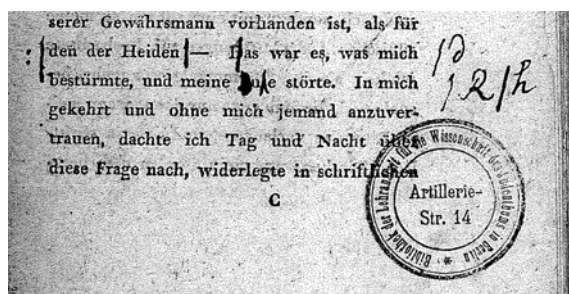
Umgekehrt wird ein Schuh daraus. Fachmännische Annotation einer auf dem Kopf stehenden Letter, wie es schon der Wohl unterwiesene Corrector von Hieronymus Hornschuch vorschrieb

Vergleicht man ihn mit den heute noch in Bibliotheken rar verfügbaren Exemplaren, stellt man fest, dass die Verbesserungen des einen Bearbeiters annähernd vollständig in den Druck der schließlich 1806 erschienenen Fassung eingeflossen sind. Aber sind es wirklich Bendavids eigenhändige Anmerkungen? Das wäre doch bemerkenswert!

Es ist naheliegend, die Anmerkungen mit anderen handschriftlichen Äußerungen Bendavids zu vergleichen, was uns glücklicherweise die von ihm verfassten Briefe erlauben, die wir in seinem ebenfalls online zugänglichen Teilnachlass im Leopold Zunz-Archiv einsehen können.

Dieser Vergleich gestaltet sich insofern nicht ganz einfach, als die Anweisungen an den Setzer eher bemüht deutlich geschrieben, statt flüchtig hingeworfen sind, und sich meist auf einzelne Wörter und Zeichen beschränken. Wenige vollständige handschriftliche Sätze sind dennoch zu finden, und sie entsprechen in ihrer Charakteristik durchaus Lazarus Bendavids Handschrift. Insbesondere aber die in Tinte ausgeführten Verbesserungen der Kolumnentitel (Seite 13–16) bestärken uns in unserer Annahme, denn hier wird jeweils zweimal der Vor- und Nachname ergänzt in der Art und Weise seiner eigenhändigen Unterschrift: Hier schrieb Bendavid persönlich!

Es sind also die Druckfahnen, die wir hier vor uns haben, und die Bendavid seinerzeit zur Druckfreigabe vorgelegt wurden. Seine darin vorgenommenen Korrekturen betreffen sowohl letzte kleine Änderungen an seinem Text (Autorkorrekturen) wie Interpunktion, Orthografie und geringfügige inhaltliche Umstellungen, Eingriffe und Ergänzungen von wenigen Worten oder Silben. Aber auch Fehler des Setzers finden sich, wie Wortdoppelungen, fehlende Kursivierung, fehlerhafte Zwischenräume, vertauschte Kolumnentitel, falsche oder falsch angeordnete Lettern sowie der Umbruch des Manuskripts (Satzfehler).



Korrekturen und das für Bendavid typische kleine „d“ sowie Besitzstempel der Bibliothek der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums

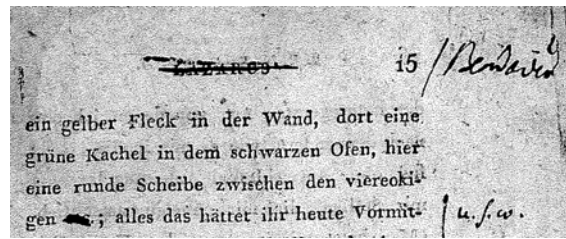
Bendavid war ein durchaus geübter Lektor: er las sorgfältig Korrektur, übersah kaum etwas, verwendete zur Markierung weitgehend die damals gebräuchlichen und beinahe auch bis heute noch üblichen Korrekturzeichen. Er hatte darüber hinaus typografische Kenntnisse, die ihm auch Spezialitäten kundig zu verbessern gestatteten. Hier wird ihm die publizistische Erfahrung geholfen haben, und vielleicht vor allem seine Redaktion der *Haude und Spenerschen Zeitung*, über die jedoch nur noch allzuwenig bekannt ist.

Sollte es nicht möglich seyn, diesen Hurensohn hinüber zu bringen?

Neben den Kleinigkeiten, wie sie bei jedem Druckvorhaben auftauchen, entdeckt man manch interessante Passage in den Fahnen. Am Beispiel seines Bruders kritisiert Bendavid den Skandal (der gleich mehrere Generationen von Juden im 19. Jahrhundert betreffen sollte), dass ihnen – aufgrund von politischen und gesellschaftlichen Restriktionen – Wirkungsmöglichkeiten versperrt blieben, die eigentlich ihrer guten Ausbildung entsprochen hätten. Die tatsächlich dazu passende Betonung des Wortes „Taufe“ durch gesperrten Satz nimmt er hier jedoch mit fachmännisch ausgeführten Korrekturzeichen zurück – warum, bleibt unklar.

Bendavid hatte noch in seiner Jugend, in höchster materieller Not und damals bereits für den jüngeren Bruder verantwortlich, eine ihm aus der Bedrängnis helfende Arbeit angenommen. Für einen nicht genannten Auftraggeber sollte er, so die Formulierung in den Fahnen, „eine mathematische Arbeit in seinem Namen verrichten“. Bendavid hat allerdings im letzten Moment diese Passage ersetzt durch „... an seiner Stelle“, wie sie schließlich auch gedruckt wurde. War es nur eine stilistische Änderung, oder hatte er die Sorge, dass seine ursprüngliche Formulierung ein schlechtes Licht auf diesen vermutlich bekannten oder gar bedeutenden Mann werfen würde, dem er zutiefst dankbar war für seine Hilfe? Hier darf man spekulieren: möglich, dass sich jener Auftraggeber, gegen gute Bezahlung zwar, diese wissenschaftliche Arbeit namentlich zu eigen machte, also eine die Mathematik betreffende Publikation aus dieser Zeit heute noch existiert, die tatsächlich Lazarus Bendavid zuzuschreiben ist. Es ist jedenfalls naheliegend, und unterstützt den Befund aus dem Schriftvergleich, dass eine solche Änderung nur vom Autor selbst vorgenommen

Charakteristisch:
Korrektur des Kolumnentitels
in der Handschrift Bendavids



werden konnte, ebenso wie die Ergänzung der Aufzählung der mit ihm befreundeten Göttinger Professoren um den Dichter und Aufklärer Gottfried August Bürger (Seite 55).

Zumindest eine Anmerkung, auf Seite 49, scheint Bendavid erst später hinzugefügt zu haben: „S[eite]. 22, Z[eile]. 6 ist leider medezinisch, statt medizinisch, stehen geblieben.“ In der Tat finden wir diesen orthographischen Fehler zwar mehrfach an anderen Stellen korrigiert, hier aber wurde er auch noch in der endgültigen Fassung gedruckt. Durchaus amüsant die Annotation, die wir auf Seite 66 entziffern können: „Sollte es nicht möglich seyn, diesen Hurensohn hinüber zu bringen. Ich glaube es geht, wenn Sie so setzen, wie ich gezeichnet habe.“ Bendavid meinte die unschöne vereinzelte lateinische Zeile am Seitenbeginn (eigentlich ‚Hurenkind‘ in der Setzersprache), die er mittels Gedankenstrich statt eines neuen Absatzes (a linea) noch auf die vorige Seite bekam – ein kleiner, aber fachmännischer typografischer Eingriff, und schon passte es und wurde auch so gedruckt (vgl. nebenstehende Abbildungen).

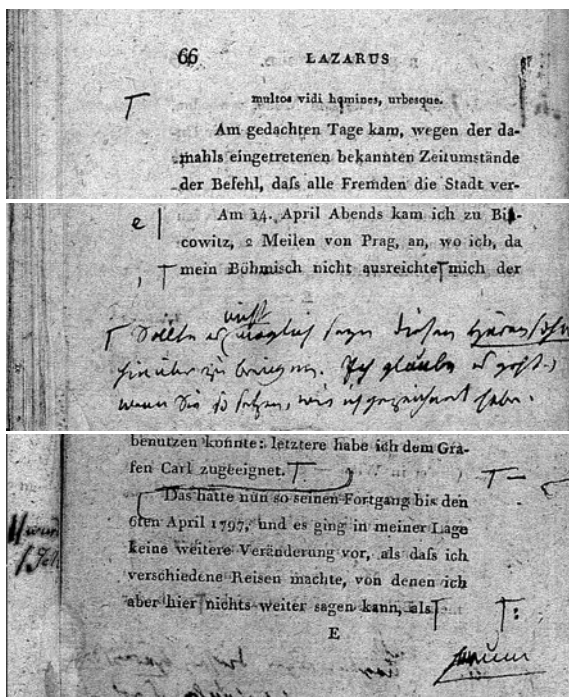
Im Duktus völlig kontrastierend und also von gewiss anderer Hand finden wir schließlich massive Streichungsvorschläge, ebenso inhaltlich grobschlächtig wie flüchtig hingeworfen. Von wem sie stammen, aus welcher Zeit, zu welchem Zweck,

scheint zunächst ungewiss. Eine orthographische Korrektur mit scheinbar gleichem (Blei-) Stift auf Seite 44 allerdings ist in der schließlich veröffentlichten Fassung berücksichtigt, was also auch die Streichungen in die Zeit der Fahnenkorrektur einordnen würde. Zwar stoßen wir hier auch an die Grenzen des wohl recht frühen Digitalisats, dass in eher geringer Auflösung und als schwarz-weißes Bitmap (also nicht in Graustufen oder gar farbig) daherkommt und so der genaueren Inaugenscheinahme aus der Ferne enge Grenzen setzt, doch andere Hinweise bringen uns auch hier weiter.

Nach dem lebenden Modell gezeichnet und gestochen

Wahrscheinlich stammen die Streichungsvorschläge von dem Herausgeber Lowe selbst. Bendavids „Selbstbildnis“ war das vierte Heft der Reihe (sieht man vom vorab erschienen Probeheft ab). Die vorhergehenden Biografien von Bode, Erman und Hufeland hatten Umfänge von 32, 26 und 20 Seiten, während Bendavid es auf 72 Seiten brachte! Das war wohl weit mehr als geplant und eingeräumt, und blieb auch eher Ausnahme. So erklärt sich dann auch der von Lowe angebrachte, drei durchgestrichenen Seiten vorausgehende, allerdings äußerst knappe Hinweis auf Seite 29 der Fahnen: „32 S[eiten].“, so war es wohl verabredet. Und Seite 21 scheint man „freiwillig kürzen“ entziffern zu können. Die groben Striche wollen zwar so gar nicht zu dem so akribisch *en miniature* arbeitenden Lowe passen, aber dazu, dass er wohl kaum Lektorats- erfahrung hatte. Im Druck jedenfalls wurden all diese Streichungen, die sich auf annähernd 20 Seiten summieren, nicht umgesetzt (zum Glück!) – sie hätten den Gelehrten seinem freimütig und pittoresk geschilderten Milieu ganz und gar entrissen.

Moses Samuel Lowe³ (24.6.1756 Königsberg bis 10.5.1831 Berlin) entstammte einer jüdischen Kaufmannsfamilie und war Zeichner, Miniaturmaler und Kupferstecher. Die mit den Selbstbildnissen vorliegende Verbindung allegorischer Darstellungen und naturgetreuer Porträts ist wohl programmatisch für die von ihm präferierten Genres. Eine systematische Übersicht über sein Werk scheint nicht zu existieren. Neben den mit den Selbstbildnissen verewigten Aufklärern gehörte Kant zu seinen Porträts und Sujets, auch die russische Zarin hat ihm, so heißt es, gleich mehrfach Modell gesessen. Im *Physiognomischen Almanach* für das Jahr 1792 konnte das Publikum auch von ihm geschaffene Illustrationen betrachten.





Lowe war offenbar mit der Haskala, der jüdischen Aufklärung, recht eng verbunden. Mehrfach bildete er Moses Mendelssohn ab, „auf Pergament in ganzer Figur in seiner Studierstube sitzend“ oder als „Medaillon und darunter einen Genius mit der Davidsharfe und eine Eule“. ⁴ Im ersten Jahrgang des *Sammlers* (*Hameasef*) 1783/84 finden wir das ausdrucksstarke Portrait Mendelssohns als Titelpuffer, und er trug auch weitere Originalstiche zu den Buchdrucken der von David Friedländer gegründeten Berliner *Freyschule Chevrat Chinuch Nearim* bei. So etwa Titelpuffer zu *Sprüche*, mit deutscher Übersetzung und Erläuterung von Isaac Euchel (1790) und zum *Buch der Gesänge Israels* von Joel Brill (1790/91) sowie zwei Kupferstiche in Naphtali Herz Wesselys hebräischem Gedichtband *Schire tiferet* (1788/89). Diese Originale lassen sich in der Haskala-Bibliothek des Steinheim-Instituts betrachten. Die beiden Friedländers, David in Berlin und Bernhardt in Königsberg, gehörten zum Freundeskreis von Lowe. Und sie zählen zu den wenigen Juden der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, von denen ein Exlibris be-

kannt ist. Davids stammte von dem zeitgenössischen Kupferstecher Daniel Chodowiecki, und dasjenige von Bernhardt schuf 1790 eben der Schüler von Chodowiecki, Lowe, wie es heißt, in enger Anlehnung an das Vorbild. ⁵

Unsere Kenntnisse über Lowe beruhen beinahe ausschließlich auf einer von August Hagen verfassten Biografie. Für Hagen war 1830 die erste Professur für Kunstgeschichte in Preußen eingerichtet worden. Sein Beitrag zu Lowe erschien 1853 in den *Preussischen Provinzialblättern*, die er seinerzeit selbst redigierte (1846–1857). ⁶ Nicht nur als Lehrstuhlinhaber und Begründer der Kupferstichsammlung der Königsberger Universität hatte er Zugang zu dessen Werk, sondern war auch zumindest zeitweilig in den Besitz von Lowes Nachlass gelangt: „Nachrichten seiner Verwandten und Freunde, die als ein zum großen Theil wohlgeordnetes Material mir vom Herrn R. Philippi mitgetheilt wurden, nebst Bildern, Zeichnungen und Kupferstichen ...“ ⁷ Auch von dem Sohn David Friedländers, Benoni, bekam Hagen nicht nur weitere Auskünfte, sondern auch eine Miniatur geschenkt, „eine ausgezeichnete Leistung“, Lowes eigenes Porträt. Dieses und weiteres Material, „ein Kunstinventar, der nicht unerheblich war“, ⁸ scheint später vollständig untergegangen zu sein.

Obwohl sich Hagen also um das Andenken Lowes zwei Jahrzehnte nach dessen Tod wohl bemühte, und er einige seiner Arbeiten durchaus zu schätzen wusste, wirkt er zwiespältig, sein Text oft unfreundlich, kleinlich und abschätzig – wenn nicht gar judenfeindlich. Ablehnung hatte Lowe ja auch im Zusammenhang mit seinem Kant-Porträt erfahren, als antijüdische Äußerungen im Kreis des Philosophen die Runde machten, und dieser sie noch weitertrug. Manche Anspielung und Unterstellung Hagens scheint die solide Recherche zu ersetzen und bleibt dem heutigen Leser eher rätselhaft.

Feinarbeit

Kurios genug ist, dass die hier besprochenen „Fahnen“ des „Bildnisses“ Bendavids (in denen es übrigens noch manch anderes zu entdecken gibt), dieses archivalische Einzelstück nur einen Mausklick entfernt ist (dank *DigiBaeck*), das regulär erschienene Buch dagegen nur ganz schwer noch zu beschaffen und im Lesesaal nur unter Aufsicht einzusehen war. Es ist im Rahmen des DigiWunschbuch-Programms der Niedersächsischen Staats- und





Universitätsbibliothek Göttingen soeben aber auch digital wieder auferstanden. Und Goethe hat wohl einen entscheidenden Hinweis gegeben. Den Stich Johannes von Müller betreffend gesteht er dem Künstler Lowe eine treffende Abbildungsqualität zu: „Es ist in punctirter Manier, sehr zart gearbeitet und ähnlich“. So verdanken wir Lowe Bendavids

Portrait gleich in doppelter Hinsicht: als vermutlich sehr treffende bildliche Darstellung in Form eines Kupferstichs und als die von ihm angeregte und herausgebrachte, nach wie vor lesenswerte Lebensgeschichte. Und auch Lowe hätte sein Leben besser selbst aufgeschrieben.

Anmerkungen

- 1 Bildnisse jetztlebender Berliner Gelehrten mit ihren Selbstbiographien. Herausgegeben von Moses Samuel Lowe. Zweite Sammlung. Berlin: J.F. Starcke und Leipzig: J.G. Mittler 1806. Zu Bendavid siehe auch Harald Lordick / Beata Mache: „Großartig urbane Bildung“. Der Aufklärer Lazarus Bendavid, in: Kalonymos, 15 (2012), H. 3, S. 6–10.
- 2 Jenaische Allgemeine Literaturzeitung, Winter 1806 (verfasst am 13./14. Februar).
- 3 Namensvarianten: Lowe (Loewe, Löwe), Johann Michael Siegfried, ursprünglich Moses Samuel.
- 4 August Hagen, a.a.O., S. 322.

- 5 Beschreibungen der beiden Exlibris bei Friedrich Warnecke: Die deutschen Bücherzeichen (Ex-libris) von ihrem Ursprunge bis zur Gegenwart, Berlin 1890.
- 6 Der Maler und Kupferstecher Lowe, in: Preußische Provinzialblätter (Der neuen Preußischen Provinzialblätter andere Folge), 3 (1853), S. 317–329.
- 7 Ebd., FN 1. Philippi war im gleichen Band Autor eines musikalischen Beitrags (und später Direktor des Königsberger Staatsarchivs?).
- 8 Ebd., S. 325, S. 329.

Abbildungen Doppelseite

Titelkupfer von Moses Samuel Lowe in Büchern der Haskala-Bibliothek des Steinheim-Instituts, von links:

Portrait Moses Mendelssohns, in: Hameasef (Der Sammler), 1. Jg., 1783/84.

„Unsere Leiern hängten wir an die Weiden ...“ (Psalm 137), in: Das Buch der Gesänge Israels, von Joel Brill, 1790/91

„Lob auf die tüchtige Frau“ (Sprüche 31), in: Sprüche, mit deutscher Übersetzung und Erläuterung von Isaac Euchel, 1790

„Da erhob sich Mose und trankte die Schafe“ (Ex 2,17) sowie „Nimm dieses Kind und stille es“ (Ex 2,9), in: Naphtali Herz Wessely, Schire tif'eret, 1788/89

online

Fahnen der Selbstbiografie von Lazarus Bendavid auf DigiBaec <http://www.lbi.org/digibaec/results/?qtype=pid&term=1357377>
Haskala-Bibliothek des Steinheim-Instituts <http://steinheim-institut.org/haskala/haskala-katalog/start.htm>
Titelkupfer der Selbstbiografie von Bendavid, Library of The Jewish Theological Seminary, Digital Collections <http://garfield.jtsa.edu:8881/R/CFIF3IA55I95K67P3DDCMUJHPQLTFXAGBD4TFHBBY2H55D9L68-00217>
Teilnachlass von Lazarus Bendavid, Leopold-Zunz-Archiv <http://www.jewish-archives.org/>
Hieronymus Hornschuch: Wohl unterwiesener Corrector, Leipzig 1740 <http://resolver.staatsbibliothek-berlin.de/SBB00009A3500000000>
Friedrich Warnecke: Die deutschen Bücherzeichen http://daten.digital-sammlungen.de/bsb00004657/image_82
Immanuel Kant an Carl Leonhard Reinhold, Königsberg, 12. Mai 1789 <http://korpora.zim.uni-duisburg-essen.de/kant/briefe/359.html>
Selbstbiografie von Lazarus Bendavid (Bildnisse jetztlebender Berliner Gelehrten ...) <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN756272378>

Buchgestöber

Leviathan und Behemoth

Das Jahrbuch für biblische Theologie reflektiert in seinem nun bereits 26. Band das Problem der Wirklichkeit des Bösen in der Welt und beleuchtet die Thematik sowohl vonseiten der unterschiedlichen theologischen Disziplinen als auch aus judaistischer, literarischer und kultureller Perspektive. Neben alttestamentlichen Untersuchungen zu Urgeschichte, Prophetie, Psalmen und Apokalyptik bietet der Band u.a. Aufsätze zu den Exorzismen Jesu, zur Judasgestalt, zum Thema „Luther und der Teufel“ sowie zum Gesicht des Bösen in der politischen Propaganda. Gabrielle Oberhänsli-Widmer ist die Autorin des Beitrags *Leviathan und Behemoth*,

Darstellungen des Bösen im Judentum. Ausgehend von einer Dichtung Heines weist sie auf die Tragik hin, die das Judentum im Laufe seiner langen Geschichte mit jenem „Urdrahen“ verbindet. Aus der Fülle der literarischen Beispiele zu Leviathan und Behemoth untersucht Oberhänsli-Widmer zunächst die biblischen Passagen, dann die spätantiken, talmudischen Diskussionen samt einem daraus erwachsenen Pijut und abschließend Joseph Roths Roman Hiob sowie dessen Erzählung Leviathan, um auf diese Weise die unterschiedlichen jüdischen Erklärungsansätze für das Böse zu ermitteln. Sie kommt zu dem Ergebnis, dass biblische, rabbinische und moderne Autoren Leviathan und Behe-

moth als Sinnbilder verwenden, mit Hilfe derer sie das Böse gedanklich, kulturell und liturgisch zu bewältigen bemüht sind. Die Texte zum Thema seien also „keine harmlosen Tiergeschichten“, sondern „Bilder des Abgründigen, die das komplexe Phänomen des Bösen in einem verschlungenen Narrativ zu bannen“ versuchten. Wenn die Autorin mit dem Hinweis schließt, dass Literatur allem „Lebensun-



Das Böse. Jahrbuch für biblische Theologie 26 (2011). Hrsg. von Martin Ebner u.a. Neukirchen-Vluyn: Neukirchener Verlagsgesellschaft, 2012. 439 Seiten. 49,00 Euro ISBN 978-3-7887-2538-9

gelöst offen und kreativ“ begegne, könnte das eine Einladung sein zur Lektüre ihres aber auch aller anderen in diesem Band versammelten Beiträge zu einem schwierigen Thema. *som*

Hiob

Am 27. März 2011 starb im Alter von nur 37 Jahren die Berliner Judaistin Francesca Yardenit Albertini. Ihrem Andenken ist der zweite Band der *Studien zu Kirche und Israel. Neue Folge* gewidmet. Er versammelt Aufsätze, die auf ein internationales Hiob-Symposium zurückgehen, das im November 2010 anlässlich des 50. Geburtstags des *Instituts Kirche und Judentum – Zentrum für christlich-jüdische Studien* an der Humboldt-Universität in Berlin stattgefunden hatte. Der Gestalt Hiobs, an der sich immer neu die Frage nach der Gerechtigkeit Gottes und dem Sinn des Leidens stellt, wird theologisch, philosophisch und literarisch nachgegangen, indem man sich auf das biblische Hiobbuch und auf dessen Rezeption im rabbinischen Judentum und im spätantiken Christentum sowie auf die jüdische Dichtung des 20. Jahrhunderts bezieht. Eine weitere Disziplin, die sich der Thematik annimmt, ist die Kunstgeschichte – nicht nur in ihrem Blick auf die mittelalterliche Kathedraalkunst, sondern auch durch die eigens für diesen Band angefertigten Hiobgraphiken von Moni Jahn, die zur Meditation anregen wollen.

Eine außergewöhnliche Sammlung zu einer immer wieder neu zum Nachdenken anregenden biblischen Gestalt, in der auch Francesca Albertini mit einem Beitrag vertreten ist. *som*



Hiobs Gestalten. Interdisziplinäre Studien zum Bild Hiobs in Judentum und Christentum. Hrsg. von Markus Witte. Leipzig: EVA (Studien zu Kirche und Israel, Neue Folge 2), 2012. 153 Seiten. 24,00 Euro ISBN 978-3-374-03013-2

Umkehr und Erneuerung

In ihrem Gedicht *Abel steh auf* träumt Hilde Domin davon, die Geschichte zurückdrehen zu können. Der gescheiterte Anfang aber lässt sich nicht rückgängig machen: Kain hat seinen Bruder Abel ermordet.

Der vorliegende Band jedoch ist Zeugnis einer neuen, ganz außergewöhnlichen Erfahrung: Weil Angehörige und Kinder des Mörders Kain sich aufgemacht haben, umzukehren und sich der Verantwortung, „Hüter ihres Bruders zu sein“, zu stellen bemüht sind – weil Angehörige und Kinder des erschlagenen Abel „aufgestanden“ sind und trotz allem bereit waren und sind, mit ihren an ihnen in unbeschreiblichem Maße schuldig gewordenen Brüdern ins Gespräch zu treten, ist wider Erwarten ein Neuanfang möglich geworden. 60 Jahre *Woche der Brüderlichkeit* mit allen Höhen und Tiefen, mit allen Gefährdungen des Dialogs und allen kostbaren Erfahrungen von Verständigung und Versöhnung – darüber berichten die Autorinnen und Autoren des kürzlich erschienenen Bandes. Jedes Jahr seit 1952 findet – veranstaltet durch den Deutschen Koordinierungsrat der nunmehr über 70 Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit –



„...damit es anders anfängt zwischen uns allen.“ 60 Jahre Woche der Brüderlichkeit. Hrsg. von Christoph Münz, Rudolf W. Sirsch. LIT Verlag: Berlin u.a. (Forum Christen und Juden, 8), 2012. 272 Seiten. 24,90 Euro ISBN 978-3-643-11959-9

die *Woche der Brüderlichkeit* unter einem bestimmten Motto statt, das durch das ganze Jahr begleitet. Während der Eröffnungsfeier wird die Buber-Rosenzweig-Medaille an Persönlichkeiten verliehen, die sich um den christlichen-jüdischen Dialog in besonderer Weise verdient gemacht haben – all das und mehr ist in dem Jubiläumsband nachzulesen. Er ist Ausdruck von Dankbarkeit und Freude darüber, dass die *Woche der Brüderlichkeit* als „ein Akt der Liebe, der Gerechtigkeit und des Friedens unter den Menschen“ nun bereits seit so vielen Jahren in Deutschland ihren festen Ort hat. Sein Titel jedoch, „... damit es anders anfängt zwischen uns allen“, erinnert daran, dass dieser Anfang jeden Tag neu zu

לשנה
טובה
תכתבו
ותחתמו
תשע"ד

wünschen wir
zum Neuen Jahr 5774

bewähren ist, wie es das Jahresthema von 1986 zum gültigen Ausdruck bringt: „Bewährung liegt noch vor uns.“ som

furor judophobicus

„Unter dem Einfluss der bedrückenden Erlebnisse“ schrieb Dubnow 1916 – auf den Abschiedsbrief des 1915 in einem Lazarett verstorbenen Alexandr N. Goldenstein, andere Dokumente und eigene Erinnerungen zurückgreifend – einen erschütternden Bericht nicht nur über „die bedrückenden Erlebnisse der Juden während des Ersten Weltkrieges im Hinterland wie in der Armee“, sondern auch über die frühere Verfolgung. Ein „namenloser exemplarischer jüdischer Soldat“ stirbt für ein Land, das ihm keine Rechte gewähren wollte, das den jüdischen Müttern sogar die Reise zu ihren sterbenden Soldaten-Söhnen verwehrte. Die Pogromzeit nach 1881,

gegen das Regime zu weihen, das meine kleine Familie marterte und meine große Familie, das jüdische Volk, peinigte. Der Zorn meiner Vorfahren, der antiken Propheten und ersten Verkünder sozialer Gerechtigkeit, vereinte sich in meiner Seele mit dem Zorn der Propheten der Gegenwart. Der nationale Protest verschmolz mit dem Sozialismus und die Revolution wurde meine Religion.

Diese Erzählung ist 1917 in Russland, 1929 in Frankreich und 1934 auf Hebräisch erschienen. 1930 war eine deutsche Ausgabe geplant, realisiert wurde sie erst 2013 in exzellenter Übersetzung. Die Herausgeber liefern einen umfassenden Kommentar mit „erforderlichen Erläuterungen“, der durch „geeignete Zitate“ aus Dubnows Werk ergänzt wird. Nachteil: Die Fußnoten nehmen dadurch oft ein Ausmaß an, das flüssiges Lesen unmöglich macht. Der Leser hätte sich bestimmt gefreut, die Hintergrundinformationen in einer historischen Einführung zusammenhängend lesen zu können. Die alten guten Endnoten wären auch eine mögliche Lösung. Das ist aber ein Dilemma aller historisch-kritischen Ausgaben. Die russische und hebräische Version, zeitgenössische Quellen und Dokumente aus Dubnows Nachlass ergänzen hervorragend die empfehlenswerte Edition. mac



Simon Dubnow: Geschichte eines jüdischen Soldaten. Bekenntnis eines von vielen. Aus dem Russ. übersetzt v. Vera Bischoitzky, hrsg. u. komm. v. Vera Bischoitzky u. Stefan Schreiner. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (Bibliothek jüdischer Geschichte und Kultur 1), 2012. 248 Seiten. 59,99 Euro ISBN 978-3-525-31013-7

die alltäglichen Verfolgungen und Entrechtungen, der Pogrom von Kischniev von 1903, die missglückte Revolution von 1905, die Zeit also, die Dubnow als „fünfunddreißigjährigen Krieg gegen die Juden Russlands“ beschreibt, ist Thema seines einzigen fiktionalen Werks und nimmt die Inhalte der späteren, wissenschaftlichen Arbeiten Dubnows vorweg, in denen er auch der Frage nachging, was russische Juden zu Revolutionären machte. Sein Soldat gibt eine Antwort, die Dubnow später ausführlich begründete: *Oh, ich hatte ja von Kindheit an eine „Obrigkeits“-Schule durchlaufen. Die Erzählungen meiner Mutter über die Pogrome von 1881, die „Treibjagden“ in Kiew und die „Gefangenschaft“ in Moskau, die Tränen meines Vaters im Durchgangsgefängnis und die Schrecken während des Fußmarschs von Etappengefängnis zu Etappengefängnis, das Gemetzel unter den Kindern durch die Gymnasial-Herodesse und die Rolle des Paria vor den Toren der Universität – braucht es eine bessere Vorbereitung auf die Revolution? Bereits damals, als ich hungrig durch die Straßen von Odessa streifte, hatte ich mir geschworen, mein Leben dem Kampf*

Fröhliche und bittere Geschichte

Odessa bedeutete für viele russische Juden – wie für Dubnows Soldaten – Freiheit, Lebensfreude, Bildungschancen. Die Atmosphäre und die Schönheit der Stadt zeichnet der 1880 in Odessa geborene Jabotinsky. Er ist als zionistischer Denker be-



Vladimir Jabotinsky: Die Fünf. Roman. Berlin: Die Andere Bibliothek, 2013. 266 Seiten. 22,00 Euro ISBN 978-3-8477-1336-4

rühmt, kaum eine Stadt in Israel, die nicht eine Straße nach ihm benannt hätte. Dass er auch fiktionale Texte schrieb, darunter einen Roman, das kann das deutsche Publikum erst jetzt, 77 Jahre nach seinem Erscheinen in Paris, erfahren. Dafür ist die Ausgabe bei der *Anderen Bibliothek* veröffentlicht, was ein großes Glück für dieses Buch ist: Schon das Cover lädt – der verwendeten histo-

Impressum

Herausgeber

Salomon Ludwig Steinheim-Institut
für deutsch-jüdische Geschichte
an der Universität Duisburg-Essen,
Rabbinerhaus Essen

ISSN

1436-1213

Redaktion

Prof. Dr. Michael Brocke
Dipl.-Soz.-Wiss. Harald Lordick
Beata Maché M.A., Annette Sommer

Redaktions-Assistenz

Layout

Harald Lordick

Postanschrift der Redaktion

Edmund-Körner-Platz 2
45127 Essen

Telefon

+49(0)201-82162900

Fax

+49(0)201-82162916

E-Mail

kalonymos@steinheim-institut.org

Internet

www.steinheim-institut.de

Druck

Brendow Printmedien
47443 Moers

Versand

Vierteljährlich im Postzeitungsdienst
kostenlos für unsere Leser

Spendenkonto

Kt.-Nr. 238 000 343
Stadtparkasse Duisburg
BLZ 350 500 00

Gefördert durch:



Bundesministerium
des Innern

aufgrund eines Beschlusses
des Deutschen Bundestages

rischen Karte von Odessa wegen – zum Studieren ein, die sorgfältige Typographie und dezente Illustrationen füllen ein perfektes Format. Die exzellente Übersetzung von Ganna-Maria Braungardt bringt zum Klingen die Melodie der russisch-jüdischen Welt Anfang des 20. Jhs. in der südrussischen Schwarzmeer-Metropole, in der man so gern die deutschen Klassiker zitierte. Das fröhliche Miteinander der Sprachen, Ethnien, Religionen, Alters- und Sozialgruppen entspricht so gar nicht den Erwartungen des Lesers. Jabotinsky gibt ihm bald auch Recht: Die Idylle ist nur oberflächlich, Tragödien lauern den Sorglosen auf, die religiöse Fremdheit kann nicht einmal durch Liebe überwunden werden, Pogrome können jederzeit wieder entflammen, Revolutionen enden mit Verfolgung der Minderheiten. Die fünf Kinder der jüdischen Kaufmannsfamilie Milgrom werden in die politischen Hoffnungen und Verwirrungen jener Zeit verwickelt, keines von ihnen bleibt verschont. Die Verheißungen dieser Stadt waren für Juden eben trügerisch. Trügerisch war auch die Annahme, dass alle *von Herzen einträchtig waren, und dass man privat strikt ‚unter sich‘ blieb, lediglich ein vorläufiges Versäumnis, die babylonische Buntheit des gemeinsamen Forums dagegen ein Symbol der schönen Zukunft.*

mac

Eingegangene Bücher

Judentum und Aufklärung in Franken. Hg. vom Bezirk Mittelfranken durch Andrea M. Kluxen u.a. (Franconia Judaica 5). Ergon Verlag: Würzburg 2011, 240 S., zahlr. Abb. ISBN 978-3-89913-826-9. 19 Euro.

Zehn Beiträge zu einer kaum bekannten, und nicht nur darum so spannenden Thematik. Einige hervorragende Aufsätze von überregionalem Interesse: Carsten Wilke: Eine Fürther Haskala: David Otten-

soser, Heimann Schwabacher und die Mendelssohnianer an der Talmudschule; Annette Weber: Altfromm und/oder aufgeklärt? Landsynagogen und Gemeindenkultur in Aufklärung und Emanzipation; Ch. Schulte: Aufklärung ohne Haskala. Orthodoxe Rabbiner in Franken im frühen 19. Jh.

Wolfgang D. Herzfeld, *Franz Rosenzweig, „Mitteleuropa“ und der Erste Weltkrieg. Rosenzweigs politische Ideen im zeitgeschichtlichen Kontext.* (Rosenzweigiana 8). Verlag Karl Alber, Freiburg/München 2013, 517 S., ISBN 978-3-495-48554-5. 59,00 Euro.

Dissertation. Untersucht Rosenzweigs „Mitteleuropa“-Konzeption im Kontext der Haltungen relevanter gesellschaftlicher Gruppen und in seinem Austausch im Freundeskreis mit Hans, Rudi u. Viktor Ehrenberg, Eugen Rosenstock u.a. Durch den Rücktritt des Reichskanzlers Bethmann-Hollweg, ihm der Garant eines künftigen Mitteleuropas, kommt es für R. 1917 zu einem Paradigmenwechsel: R.s Traum, dass Europa zur Seele einer neuen Welt werden könne, zerbricht.

Jorge Bergoglio (Papst Franziskus), Abraham Skorka, *Über Himmel und Erde. J. Bergoglio im Gespräch mit dem Rabbiner A. Skorka.* Riemann Verlag, München 2013. 255 S., ISBN 978-3-641-11988-1. 19,99 Euro.

29 (!) etwas gestylte Dialoge über weit mehr als 29 Themen, kurzweilig schlicht und leicht fasslich – interessant hinsichtlich beider Gesprächspartner (quasi auch eine kleine Judentumskunde auf argentinisch).

Horst Junginger, *Die Verwissenschaftlichung der „Judenfrage“ im Nationalsozialismus.* WBG, Darmstadt 2011. 480 S., ISBN 978-3-534-23977-1. 59,90 Euro.

Mitteilungen

Neue Bestände in ‚epidat‘ Im letzten halben Jahr konnten wir unsere epigraphische Datenbank um sechs Bestände erweitern. Mit der Übernahme der Dokumentationen des Friedhofs im schwäbischen Haigerloch und seines Vorgängers im nahegelegenen Weildorf, die in den Jahren 2002 bis 2006 von dem

Tübinger Romanisten Heinrich Kohring erarbeitet wurden, konnten wir unseren Beständen nun wieder zwei süddeutsche Korpora hinzufügen. Nach Überarbeitung und Anpassung an unsere epidat-Standards zeigen diese beiden Bestände zusammen fast 700 Grabsteine ab 1735. Die hervorragenden

Fotografien von Marek Leszczynski konnten durch historische Aufnahmen von R. Klotz aus dem Jahr 1970 und durch weitere aus dem Heidelberger Zentralarchiv zur Erforschung der Geschichte der Juden in Deutschland bzw. vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg aus dem Jahr 1990 ergänzt werden. Charakteristisch für den Haigerlocher Friedhof ist das Symbol des Buches: Über 60 Steine zeigen im Giebel eine entsprechende Darstellung, mal als Tora gekennzeichnet, öfter als Psalmenbuch oder Gebetbuch beschriftet, manchmal auch ohne Beschriftung oder als Träger der abgekürzten Einleitungsformel verwendet, dient das Buch als Symbol für besondere Frömmigkeit.

Bereits 1999 hatte unser ehemaliger Mitarbeiter Aubrey Pomerance einige Grabinschriften des jüdischen Friedhofs im westfälischen Preussisch Oldendorf für eine 2000 erschienene Broschüre von Hans-Joachim Karrasch bearbeitet, die Veröffentlichung einer Gesamtdokumentation scheiterte jedoch an den Kosten. Als Ergänzung für neue Forschungen des früheren Preussisch Oldendorfer Stadtheimspflegers Dieter Besserer zur Geschichte der dortigen Gemeinde, die 2014 erscheinen sollen, konnte die Dokumentation nun überarbeitet und in *epidat* eingestellt werden. Sie umfasst 58 Grabsteine (1741 bis 1937) und wird ergänzt durch den Stein des 1984 gestorbenen Alfred Ehrlich, der als einziger jüdischer Bürger Preussisch Oldendorfs den Holocaust überlebt hatte, in seine Heimatstadt zurückgekehrt war und auf dem evangelisch-lutherischen Friedhof begraben liegt.

Unsere mittelalterlichen Bestände konnten wir um sechs Grabsteine und Grabsteinfragmente aus Koblenz ergänzen. Zwei Frauengrabsteine, einer nicht mehr datierbar und einer aus dem Jahr 1330, wurden kürzlich von Ulrich Offerhaus veröffentlicht (*Zwei mittelalterliche jüdische Grabstelen aus der Liebfrauenkirche in Koblenz*, Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte, 64. Jahrgang 2012, S. 95–104). Diese Veröffentlichung konnten wir übernehmen und durch vier weitere Steine ergänzen, zwei heute nicht mehr existierende Grabsteine, einer undatiert und einer aus dem Jahr 1290, die J. Gildemeister publiziert hatte (*Aeltere jüdische Grabsteine*, Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande, Heft L und LI, Bonn 1871, S. 295–302), sowie zwei undatierte Fragmente, die 1950 bei der Anlage von Heizungskanälen im Boden der Liebfrauenkirche gefunden

worden waren und durch Fotografien im Marburger *Bildindex der Kunst und Architektur* belegt sind.

Zwei weitere neue Korpora umfassen momentan nur Teilbestände. In Memoriam des im letzten Jahr unerwartet verstorbenen Regensburger Hebraisten Dr. Andreas Angerstorfer wurden 15 Grabsteine des neuen Regensburger Friedhofs an der Schillerstraße aufgenommen. Angerstorfer, ein profunder Kenner der jüdischen Geschichte Regensburgs und der Oberpfalz, hatte die Erforschung dieses Friedhofs begonnen, sein Werk jedoch nicht mehr beenden können. Für die Fertigstellung und Veröffentlichung der gesamten Dokumentation des an die 900 Gräber umfassenden Friedhofs wird zurzeit noch nach einer Finanzierung gesucht.

Im letzten Herbst erreichte uns die Bitte von Schülerinnen einer 11. Klasse des Gymnasiums im thüringischen Bleicherode um Unterstützung bei ihrer Facharbeit über die ehemalige jüdische Gemeinde. Ihnen haben wir die Übersetzung von zehn ausgewählten Grabinschriften des noch ca. 220 Grabsteine zählenden Bleicheroder Friedhofs zur Verfügung gestellt und ebenfalls in *epidat* veröffentlicht. Diese Dokumentation zu vervollständigen, wäre angesichts unseres bisherigen Engagements in Thüringen (mit Sondershausen, Immenrode und Schmalkalden und der Unterstützung der Erfassung des Neuen jüdischen Friedhofs in Erfurt) sinnvoll, ist zur Zeit jedoch nicht abzusehen. *nh*

Dank der Unterstützung der Kulturstiftung der Sparkasse Krefeld konnten wir die 2003 erschienene zweibändige Dokumentation des alten Krefelder Friedhofs (1770 – ca. 1930) an der Heideckstraße, erarbeitet von Michael Brocke und Aubrey Pomerance, „Steine wie Seelen“, (Hrsg. Stadt Krefeld), großenteils digitalisieren und alle seine Grabmale bildlich und in ihrer textlichen sowie genealogischen Erschließung in *epidat* aufnehmen. Die einleitenden und zusammenfassenden Beiträge wollen weiterhin dem Textband selbst entnommen werden. Der Sparkasse Krefeld gilt unser herzlicher Dank.



Hertz Levy
gest. 1774 in Krefeld

Essen grüßt zu den Ehrfurcht gebietenden Feiertagen

Nach dem Schofarblasen zu Mussaf*

*Dieser Tag ist der Ewigkeit schwanger, —**
an diesem Tag stellt er ins Gericht
alle Gebilde der Welten, —
ob sie seien wie Kinder, ob wie Knechte.
wenn wie Kinder —
erbarme dich unser!
wie ein Vater sich erbarmt der Kinder,
Und wenn wie Knechte, —
unsre Augen hängen an dir
bis daß du uns begnadest
und bringst wie Licht hervor unser Recht, —
Furchtbarer, Heiliger.*

*Bemerkenswert ist, wie in diesem Gebet beide Arten Frömmigkeit gleichwertig nebeneinander gestellt werden.

**Schwanger: traditionell, doch sprachlich weniger richtig, wird diese Stelle erklärt: Tag der Entstehung der Welt.

Die Briefe der Samuels sind teilweise veröffentlicht: *Durch unsere Herzen ziehen die Jahrtausende - Briefe von Anna und Salomon Samuel.*

Hg. von Angela Genger, Düsseldorf 1988.

Siehe auch ihre Übertragung einer spätantiken liturgischen Dichtung zu Jom Kippur in *Kalonymos* Jahrgang 8 (2005) Heft 3, S. 11f.

Else Schubert-Christaller mit ihren Kindern

In den 1920er Jahren arbeiteten nicht nur die Großen des deutschen Judentums an Übersetzungen der Bibel und des Gottesdienstes – so Martin Buber und Franz Rosenzweig an der *Verdeutschung der Schrift* seit 1925; Rosenzweig auch an den *Hymnen und Gedichten* des Jehuda Halevi (1924 und 1927), – sondern auch zahlreiche weniger bekannte Persönlichkeiten an neuen Übertragungen aus dem Reich der jüdischen Tradition. Es gab sogar einige wenige deutsch-jüdische, jüdisch-christliche „Symbiosen“ in Form von Übersetzungen der Gebete und liturgischen Dichtungen – so das immer noch wertvolle und mit Gewinn zu lesende *Der Gottesdienst der Synagoge. Sein Aufbau und sein Sinn* von Else Schubert-Christaller.

Die Tochter der erfolgreichen Schriftstellerin Helene Christaller und eines ebenfalls schriftstellenden Pfarrers aus dem Schwarzwald hatte das

Werk in Essen erarbeitet, wo Martin Schubert Maschinenbauingenieur bei Krupp war. Schubert-Christaller (1891–1982) hatte Anna und Dr. Salomon Samuel (beide 1942 Theresienstadt) und deren Kinder befreundet. Die begabte Hebraistin studierte mit dem Essener Rabbiner regelmäßig jüdische heilige Schriften und hebräische Traditionsliteratur im Original.

Vorabend von Jom Kippur

*Auf steige unser Flehn aus dem Abend
und es komme Erquickung am Morgen
und er schaue auf unser Weinen bis zum Abend.*

*Auf steige unsre Stimme aus dem Abend
und es komme Milde am Morgen
und er schaue unsre Erlösung bis zum Abend.*

*Auf steige unser Gebet aus dem Abend
und es komme Vergebung am Morgen
und er schaue auf unser Klagen bis zum Abend.*

1927 veröffentlichte sie ihr bedeutendstes Buch, das neben den klaren Einführungen zahlreiche, auch heute noch erträgliche Übersetzungen von Gebeten und Hymnen enthält.

Sie dankt sowohl Rabbiner Dr. Samuel als auch Oberkantor Wilhelm Ogutsch „an der Synagoge in Essen herzlich für ihre freundliche Hilfe“.

Rabbiner Robert Raphael Geis (1906–1972) hat in seine in den 1960er und 70er Jahren mehrfach aufgelegte noble Auslese *Vom unbekannten Judentum* nicht wenige Stücke aus Schubert-Christallers Buch aufgenommen – auch er war, wie heute wir, von der Verständlichkeit und der Güte ihres sprachlichen Niveaus überzeugt. Wenn sie auch vom genialischen Übersetzen Rosenzweigs nicht unbeeinflusst ist, so unterwirft sie sich doch weniger strikt den Anforderungen von Form und Reim als jener und bleibt daher heute noch um einiges leichter lesbar, ohne dabei in das von Rosenzweig verspottete „Nachdichten“ à la Emil Bernhard Cohn zu verfallen.

Es ist auch die charakterliche Größe der Übersetzerin, die uns an sie und ihre Arbeit erinnern lässt. Schubert-Christaller hat, als die Samuels 1932 nach Berlin verzogen waren, ihnen in den Jahren ihrer zunehmenden Entrechtung und isolierenden Internierung bis zum Tod in der Deportation verlässliche Freundschaft und tätige Treue bewahrt. Von ihrer Korrespondenz sind einzig die Samuelschen Briefe auf uns gekommen, die von Schubert-Christaller sind ihren Adressaten verblieben. Wir bieten hier zwei kleine Stücke aus dem reichen Gottesdienst von Neujahr und Jom Kippur mit den knappen Anmerkungen ihrer Übersetzerin. mb

